

*Von der Autorin sind bereits im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Als wir unsterblich waren  
Als der Himmel uns gehörte  
Weil sie das Leben liebten  
Bis wieder ein Tag erwacht  
Wenn wir wieder leben  
Wir sehen uns unter den Linden

*Im Droemer Verlag sind erschienen:*

Die Königin von Berlin  
Grandhotel Odessa – Die Stadt im Himmel

*Über die Autorin:*

Charlotte Roth, Jahrgang 1965, ist gebürtige Berlinerin, Literaturwissenschaftlerin und seit zehn Jahren freiberuflich als Autorin tätig. Charlotte Roth hat Globetrotter-Blut und zieht mit Mann und Kindern durch Europa. Sie lebt heute in London, liebt aber Berlin über alles.

Ihr Debüt, »Als wir unsterblich waren«, war ein Bestseller, dem seitdem zahlreiche weitere Romane über Frauenschicksale vor dem Hintergrund der deutschen und europäischen Geschichte folgten.

CHARLOTTE  
ROTH

GRANDHOTEL  
ODESSA

DER GARTEN DES FAUNS

ROMAN

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe März 2021  
Droemer Taschenbuch  
© 2021 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Ein Projekt der AVA International  
Autoren- und Verlagsagentur  
[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)  
Redaktion: Silvia Kuttny-Walser  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Collage unter Verwendung von Motiven  
von Lee Avison / Arcangel Images und shutterstock.com  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30803-5

2 4 5 3 1

*Für Martina.  
Für unseren Tantenklub,  
den so schnell nichts unterkriegt,  
und für unsere Kinder,  
die Helden und Riesen sind.*



»Damals war Odessa noch eine Königin. Dann wurde der Wald lichter und lichter, aber ich möchte, dass es so ist wie in meiner Kindheit. Ein Wald, und von allen Seiten die Rufe von Matrosen, Bootsführern, Schauerleuten, und wenn ich näher dran wäre, würde ich das schönste Lied der Menschheit hören: hundert Sprachen.«

Vladimir Jabotinsky: *Die Fünf*



1919

# ODESSA

PORTAL

»Und noch einmal schwellen Knospen,  
Treibt der Spross und quillt das Grün,  
Doch dein Rückgrat liegt gebrochen,  
Meine Zeit, du – elend schön.«

Ossip Mandelstam: *Mitternacht in Moskau*



## MANON

Das Kind wusste, dass hinter ihm das Meer lag und dass das Meer kein Ende hatte. Der Himmel hatte auch kein Ende und erhob sich über ihm. Beides, Meer und Himmel, verband die Treppe, an deren Fuß sie standen und die der Vater Himmelsleiter genannt hatte. Für die Augen mochte die Treppe so wenig ein Ende haben wie der Himmel und das Meer, doch das Kind wusste, dass an ihrem Ende das *Grandhotel Odessa* und damit sein Zuhause stand.

Das Kind hieß Manon. Von dem Vater war ihr nur noch wenig im Gedächtnis: Er war die Himmelsleiter heruntergerannt, um an schönen Sommertagen Manon und ihre Mutter vom Strand abzuholen, und er hatte an Igors Bude für sie alle Schaschliks gekauft, dazu Kirschsafte, den Manon liebte, und Bier, von dem die Eltern lustig wurden.

Mit alledem war es jetzt vorbei. Mit Schaschlik und Kirschsafte, mit der Treppe, die scheinbar in den Himmel, in Wahrheit aber in ihr hell erleuchtetes Zuhause führte, und mit Eltern, die lustig waren. Alle anderen feierten. Sie tanzten die Hafenstrasse entlang zur Musik von Pawlo, der mit seiner süßen Mädchenstimme zur Bandura sang, und johlten vor Freude, weil die Deutschen aus Odessa abzogen. Manons Cousins – der schöne, ihr so vertraute Maxim, der griesgrämige Edvard und der kleine Clown Hanno – schlugen sich mit gebackenem Fisch und *Syrniki* mit Himbeerkompott die Bäuche voll, und die Erwachsenen tranken Wodka und georgischen Wein und fielen einander schwankend in die Arme.

Nur sie, Manon, gehörte nicht mehr dazu.

»*Deutsche raus!*«, brüllten die Tanzenden, die sich Wein aus Krügen in die Kehlen schütteten. »*Deutsche raus!*«, stand auf den Flaggen und Bannern, die sich die Leute aus Odessa vor die Fenster hängten.

Sie wollten die Deutschen nicht mehr haben, die Leute aus Odessa, und sie wollten auch Manon und ihre Mutter nicht mehr haben.

»Aber warum müssen wir denn weg?«, hatte Manon ihre Mutter gefragt, ehe sie am Morgen aufgebrochen waren, hatte die Finger in den samtigen Stoff ihres Kleides gegraben und sich darin festgekrallt.

Die Mutter hatte sich ihr hübsches, helles Haar zurückgestrichen, hatte sich zu Manon hinuntergebeugt und gesagt: »Ja, warum wohl, Prinzesschen auf der Erbse? Weil wir Deutsche sind. Da hilft nun auch kein Weinen.«

Von der Antwort war Manon so verblüfft gewesen, dass sie das Samtkleid der Mutter losgelassen hatte. Bis zu diesem Morgen hatte es die Deutschen und die Odessiten gegeben. Die Deutschen, das waren die Männer in den grauen Uniformen, die im Stechschritt durch die Straßen marschierten, obwohl sie nicht hierhergehörten, und denen Manons Freunde alles Böse auf der Welt an den Hals wünschten. Die Odessiten dagegen, das waren die anderen. Die, die ihre Vorhänge zuzogen, wenn die Deutschen vorbeistampften, und die Straßenseite wechselten, ohne zu grüßen.

Bis zu diesem Morgen war Manon sicher gewesen, eine Odessiterin zu sein, eine von denen, die bleiben würden, wenn man die Deutschen endlich zum Teufel schickte. Jetzt aber gehörte sie selbst auf einmal zum Teufel, und ihre Cousins, ihre Tanten, ihre Freunde, die sie gestern noch im Kreis herumgeschwenkt hatten, sprachen von ihr, wenn sie grölten: »*Deutsche raus!*«

Sie war keine Odessiterin, hatte ihre Mutter gesagt. Eine Deutsche war sie doch aber auch nicht, denn wie konnte man etwas sein, das man überhaupt nicht kannte? Sie war ihres Vaters Schneewittchen gewesen und hatte an Igors Bude von seinem Schaschlik probiert. Sie war Manon gewesen, der die fliegenden Händler auf der Strandpromenade Kuschhände zuwarfen und Tütchen mit *Semechki* – Sonnenblumenkernen – schenkten. Wer war sie jetzt? Und wie schrecklich war das Land, in das sie und die Mutter vertrieben wurden, wenn dort der Teufel wohnte und Männer in grauen Uniformen unentwegt die Straßen hinauf- und hinunterstampften?

Manon sah sich um. Über dem Meer verlosch das Licht, und entlang der Promenade glommen bunte Laternen. Die Menschen tanzten und lachten. Ihre drei Cousins, die sie sonst umschwirrten wie Motten eine Gaslaterne, hüpfen im Kreis, ohne zu bemerken, dass sie fehlte. Die Kälte des Märzabends und der scharfe Wind schienen ihnen nichts auszumachen. Manon blickte wieder nach vorn, die lange Treppe hinauf. Die Schar Menschen, mit denen sie gekommen war, scherte sich nicht mehr um sie und hatte sie vergessen. Sie war allein. Zum ersten Mal in ihrem Leben.

Oben war ihre Mutter, die ihre und Manons Sachen zusammenpackte, um mit Herrn Oberleutnant von dem Knesebeck nach Deutschland zu gehen. Manon konnte Herrn Oberleutnant von dem Knesebeck nicht leiden, aber von nun an würde sie zu ihm und seiner grauen Uniform gehören, nicht mehr zu allen, die sie lieb hatte.

Tante Oda, Tante Lene, Tante Tessa, die lustige Lidija mit den Klunkerketten, Eduard, der Portier in seiner hübschen Livree, Sebastien, der Empfangschef, und Andreja, die in der Küche stand und Meerestiere aus Teig knetete – wo waren sie alle jetzt, da Manon sie brauchte?

Es war niemand mehr da.

Niemanden kümmerte es mehr, was mit Manon geschah. Sie sollte weg. Wie die Deutschen. Morgen früh mit dem ersten Zug.

Die Himmelsleiter war leer. Es kam ihr vor, als wäre der Platz mit dem Hotel verschwunden, als gäbe es zwischen Himmel und Meer ihre vertraute Welt nicht mehr, sondern nur noch Endlosigkeit. Brennende Tropfen schossen ihr in die Augen. Wer sie sah, musste glauben, dass Manon Albus nicht nur eine Deutsche, sondern obendrein eine Heulsuse war. Aber es sah sie ja niemand. Sie war allein. Sie setzte einen Fuß auf die unterste Stufe und begann, die Treppe hinaufzusteigen. Nach ein paar Schritten begannen ihre Waden zu schmerzen, doch sie hielt nicht an. Weg, nur weg von den Tanzenden und der schönen Stimme zur Bandura, von dem Fest, zu dem sie nicht eingeladen war. Das Geräusch, leise Schritte, die nicht von der Hafenstrasse heraufkamen, hielt sie zunächst für Einbildung. Dann aber blickte sie auf und sah, dass ihr tatsächlich jemand entgegenkam.

Ein kleines Kind kletterte die Treppe herunter und winkte mit beiden Armen. »Manon, Manon!« Das Stimmchen war rau, und das Kind sprach Manons Namen so aus, wie es die Deutschen taten: mit einem harten »n« am Ende, das ein bisschen knallte. Ihre Mutter sagte es nie so, auch nicht, wenn sie mit Manon deutsch sprach. Vielmehr pflegte sie zu seufzen und zu erklären: »Französisch ist die Sprache der vornehmen Welt, und ich habe dir einen französischen Namen gegeben, weil ich dir ein vornehmes Leben wünschte. Wie es stattdessen dann gekommen ist, konnte ja kein Mensch ahnen.«

»Manon!«, rief das Kind noch einmal und kam die Treppe so eilig herunter, dass Manon Angst hatte, es könnte stolpern. »Da bist du ja, Manon! Ich hab dich überall gesucht.«

Manon erkannte das Kind nun. Es war die kleine Clara, die

Tochter von Onkel Bodo und Tante Valerie, die nur zu Besuch hier waren. Sie straffte den Rücken und wischte sich hastig mit dem Handrücken über die Augen. Die kleine Clara war wirklich noch klein. Erst vier war sie, im Vergleich dazu war Manon mit ihren bald acht Jahren schon so gut wie erwachsen. Auf keinen Fall würde sie sich vor ihr verheult und jämmerlich zeigen. Im Gegenteil. Die Kleine sollte glauben, Manon ginge aus freier Entscheidung nach Deutschland und könne gar nicht schnell genug von hier wegkommen.

»Ach, du arme, arme Manon!« Auf der letzten Stufe, ehe sie Manon erreichte, stolperte Clara doch noch und fiel geradewegs gegen sie. Sie trug einen unschönen, kratzigen Mantel aus Wollpopeline, hatte sich ihre komische, zu große Russenmütze vom Kopf gezogen, und ihre kurzen Ärmchen schlangen sich um Manons Mitte.

»Oben gibt's Pfannkuchlein«, murmelte Clara. »Mit allem Möglichen drauf. Kirschmarmelade, Zuckerwasser, echte Sahne. Aber weil du nicht da warst und weil du so traurig warst, hat's mir gar nicht geschmeckt.«

Verdutzt schob Manon sie ein Stück von sich weg und betrachtete sie. Die Kleine hatte ein nahezu vollkommenes Mondgesicht und auf dem Kopf ein Haargestrüpp in einer Farbe, die Manons Mutter *Straßenköterblond* genannt hatte. Ihre hellen Augen waren fast so rund wie ihr Gesicht und vollkommen offen, als könne man in Clara hineinsehen.

»Ich bin gar nicht traurig«, log Manon.

»Ach doch«, sagte Clara. »Das hab ich dir angemerkt. Du bist traurig, weil du nicht mit uns nach Berlin fahren, sondern hierbleiben willst.«

Wie konnte die Kleine das gespürt haben, wie konnte sie etwas davon verstehen? Sie war doch kaum mehr als ein Wickelkind, nicht älter als Hanno, der Manon oft schrecklich auf die Nerven

ging. Und überhaupt – was verstand so ein Knirps schon von Traurigkeit?

Clara musste zwar auch nach Deutschland, aber sie hatte ja dort ihr Zuhause. Sie hatte eine Mutter, die sie nicht wegschob, wenn sie mit ihr reden wollte, sondern ihr zuhörte, und oben-drein hatte sie ihren Vater bei sich. Onkel Bodo. Einmal hatte Manon sich bei dem Wunsch ertappt, Onkel Bodo möge auch ihr Vater sein. Sie hatte sich hinterher dafür geschämt, weil ihre Mutter ihr schließlich oft genug versicherte, sie hätte den besten Vater auf der Welt gehabt. Aber davon ging der Wunsch nicht weg. Ein Vater, von dem man nichts als Schaschliks in Erinnerung hatte, war ein bisschen wenig, um sich daran festzuhalten, und der verblichene Schaschlik-Vater würde sie auch nicht davor schützen, in ein wildfremdes Land verschleppt zu werden.

Manon schluckte hart. In ihren Augen sammelten sich schon wieder die verhassten Tränen.

Etwas berührte ihre Hand, stupste sie an wie eine Hundeschnauze. Claras Hand war so nass geschwitzt wie die ihre. Ohne es zu wollen, schlossen Manons Finger sich um die der Kleinen. Sie hielten sich aneinander fest. Begannen langsam, Stufe für Stufe, die Himmelsleiter hinaufzusteigen. Hinter ihnen verhallten Stimmen und Gelächter.

»Warum kratzt dich das denn, dass ich traurig bin?«, fragte Manon.

»Weil ich dann auch traurig bin«, antwortete Clara ernst und stapfte weiter. »Weil ich deine Freundin sein will.«

»Du bist meine Cousine.«

»Cousine brauch ich nicht. Freundin ist besser. Am liebsten hätte ich eine Schwester, aber Freundin ist fast genauso gut.«

»Du bist zu klein«, sagte Manon, ohne Claras Hand loszulassen. »Freundinnen müssen im selben Alter sein. Wenn ich dich einmal dringend brauche, kannst du mir ja gar nicht helfen.«

»Kann ich doch«, sagte Clara.

»Wieso?«

»Weil ich dir schon geholfen habe.« Clara schnaufte ein bisschen, trat auf die oberste Stufe und zog Manon hinterher. Ihre Beine waren kurz, aber offenbar erstaunlich kräftig. Der kleine Hanno, der genauso alt war, hätte niemals die ganze Himmelsleiter allein hinaufsteigen können, und Manon, die älter und hochbeinig war, keuchte selbst ein bisschen.

Vor ihnen erstreckte sich der Platz mit dem Denkmal, und zur Rechten erhob sich schneeweiß das Hotel mit seinen Türmen, den Fenstern und Balkonen, die aufs Meer hinausgingen. Hinter den Fenstern brannte immer Licht, und wenn Manon auf das Portal zueilte, stand dort Eduard, der Portier, lächelte zu ihr hinunter und schob für sie die gläserne Drehtür an, die in die Empfangshalle führte.

Das Hotel war das schönste Haus in Odessa.

Für sie, für Manon Albus, war es das schönste Haus auf der Welt.

»Wie willst denn du mir geholfen haben?«, fragte sie Clara. Ihr konnte ja niemand helfen, und wenn die Kleine ihr etwas von ihrem Spielzeug schenken wollte, wäre das kein Trost. Die Kleine konnte sich doch nicht einmal vorstellen, wie Manon sich fühlte:

Alle Menschen, die Clara lieb hatten, lebten weit weg, in Deutschland.

Aber alle Menschen, die Manon lieb hatten, lebten hier, in Odessa.

»Ich hab meinem Papa erzählt, dass du traurig bist«, sagte Clara. »Ich hab ihm gesagt, er muss mit Tante Belle reden und ihr erklären, dass du nicht weggehen willst.«

Tante Belle war Manons Mutter. Onkel Bodo, Claras Vater, war Belles Bruder. Wenn Manon oder sonst jemand zu ihr sprach, hörte Manons Mutter meist nicht hin, begann, an ihren Haaren

oder der Spitze in ihrem Ausschnitt zu spielen und in die andere Richtung zu starren. Wenn dagegen ihr Bruder zu ihr sprach, stand sie auf, nahm ihn am Ärmel und raunte ihm mit rauchiger Stimme zu: »Lass uns das nicht hier besprechen, Bo. Gehen wir irgendwohin, wo nicht die halbe Welt mithört.«

Hatte sie das auch diesmal gesagt? Hatte sie Onkel Bodo ausreden lassen, ohne die Spitze in ihrem Ausschnitt zwischen den Fingern zu zwirbeln und abwesend in die andere Richtung zu schauen? Und selbst wenn sie ihm zugehört hatte – was sollte das bewirken? Die Antwort, die sie ihm gegeben hatte, war bestimmt nicht viel anders ausgefallen als die, die Manon auf all ihr Weinen und Betteln erhalten hatte: »Jetzt sei schon still. Ich schlepp dich ja nicht in die Hölle. Du kriegst eine Schwester und ein eigenes Kinderzimmer, wie's bei reichen Leuten üblich ist, das ist ja wohl so schlecht nicht. Und außerdem, mein Erbsenprinzesschen, ist deine Mutter ein armer Schlucker und hat gar keine andere Wahl. Also heb dir das dramatische Gejammer für solche Momente auf, in denen du was damit erreichst.«

»Du musst nicht weg aus Odessa.«

Manon zuckte zusammen. Sie war in Gedanken bei ihrer Mutter gewesen und sah erst jetzt wieder Clara an, die im aufglühenden Licht der Gaslaternen vor ihr stand.

»Was?«

»Du musst nicht weg aus Odessa«, wiederholte Clara. »Mit uns und dem doofen Knesebeck nach Berlin, das musst du nicht. Ich hab zu Papa gesagt, er soll nicht nur mit Tante Belle, sondern besser auch gleich mit Tante Oda reden, weil Tante Belle oft gar nicht hinhört, wenn einer was sagt.«

Wie konnte die Kleine das wissen? Ihr Cousin Hanno wusste kaum, wie alt er war, aber Clara kam Manon in diesem Augenblick schlauer vor als so mancher Erwachsene.

»Das hat er dann getan«, fuhr Clara fort. »Mein Papa tut im-

mer, was ich mir wünsche, weil er was gutmachen will. Tante Oda hat gesagt, von ihr aus kannst du gern bei ihr bleiben, und Tante Belle hat gesagt, wenn dann endlich Ruhe ist, gibt sie in Gottes Namen ihren Segen dazu.«

»Sie hat gesagt, ich kann bei ihr bleiben?«, platzte Manon heraus. »Tante Oda hat gesagt, ich kann bleiben, und meine Mutter hat es erlaubt?«

Tante Oda, die Mutter von Hanno, Edvard und Maxim, war keine richtige Tante. Aber dann wieder doch. Ihr gehörte das Hotel, sie trug nur Blau, Weiß und ein wundervoll schillerndes Türkis, damit sie zur Einrichtung passte, und Manon war fest entschlossen, eines Tages genauso zu werden wie sie.

Clara nickte, dass das zottige Haar auf und nieder wippte. »Ich bin sehr traurig darüber, denn ich habe gedacht, dass wir in Berlin in derselben Straße wohnen und wie Schwestern immer zusammen sein können.«

»Es macht dich traurig, aber du hast es trotzdem für mich getan?«

Clara nickte noch einmal. »Eine Freundin tut so was doch. Sonst wär sie ja keine Freundin.«

Der Wind pfiff vom Meer herauf, und die sich senkende Dunkelheit wartete mit noch mehr Kälte auf, doch Manon wurde warm. Sie schlang die Arme um Clara und zog ihren kompakten kleinen Körper an sich. »Wir sind jetzt mehr als Freundinnen«, sagte sie. »Die Tochter vom Oberleutnant von dem Knesebeck, die meine Schwester werden soll, will ich nicht, aber du hast mich gerettet. Du bist jetzt meine Schwester.«

»Wirklich?« Clara befreite ihren kugeligen Kopf aus der Umarmung und blickte wieder zu Manon auf.

»Ganz wirklich.« Manon nahm ihr die komische Russenmütze ab und zog sie ihr dann zum Schutz vor dem Wind bis über die Ohren. »Wir sind Manon und Clara, die Himmelsleiterschwes-

tern, und wenn du schreiben gelernt hast, können wir uns Briefe schicken.«

»Schreiben kann ich schon.«

»Umso besser.« Manon wunderte jetzt nichts mehr.

»Und im Sommer komm ich wieder, ja?«

Manon dachte an den Sommer in Odessa, an Eis und Schaschlik auf der Promenade, an Sandburgen, Eselsritte und das sich bäumende Meer, in das man hineinlaufen konnte, und ihr Herz wurde so weit, dass ihre Brust sich eng anfühlte. »In *jedem* Sommer«, sagte sie zu Clara, der sie verdankte, dass sie im Sommer noch hier sein würde. »Du kommst in jedem Sommer zu Besuch nach Odessa, und vor dem Hotel stehe ich dann und warte auf dich.«

1932

# BERLIN UND ODESSA

EMPFANG

»Wie sehr möcht ich das Spiel noch weiterspielen,  
Mich im Gespräch verlieren, nur die Wahrheit reden,  
Und alle Schwermut nun zum Teufel schicken,  
Um irgendwessen Hand zu greifen: Sei mir Freund,  
Wir gehen noch zusammen ein Stück Weg.«

Ossip Mandelstam: *Mitternacht in Moskau*



## CLARA

Vergiss das nie«, hatte der Vater zu Clara gesagt, als er sie an ihrem ersten Schultag bis ans Tor begleitet hatte. »Vergiss nie, dass du Clara Schneider-Arndt bist. Lass dir von keinem erzählen, was du *nicht* kannst. Du kannst alles, was du willst.«

Clara hatte es nicht vergessen. Damals war ihr trotz der übergroßen Zuckertüte in ihrem Arm zum Heulen gewesen, und sie hatte sich dafür geschämt, weil sie doch Clara Schneider-Arndt war, die alles konnte, was sie wollte. Ihr Vater aber hatte gesagt, Clara Schneider-Arndt könne auch heulen, wenn sie das wollte, denn das ändere nichts daran, dass sie das stärkste kleine Mädchen auf der Welt war.

Daheim hatte er ihr Bildergeschichten von einer Clara gezeichnet, die mit Flügeln an den Fesseln fliegen konnte und mit dem Kopf voran durch Wände stürmte. Jetzt stand sie wieder hier an einem Schultor, an dem des Luisengymnasiums, das sie die letzten sechs Jahre lang täglich durchquert hatte, und diesmal war es ihr Vater, der mit dem Heulen kämpfte.

»Das macht nichts«, sagte Clara. »Bodo von Arndt kann auch heulen, wenn er das will. Er ist trotzdem der stärkste kleine Vater auf der Welt.«

Sie grinsten sich an.

»Ich kann nicht glauben, dass du heute tatsächlich dein Reifezeugnis bekommst. Du hast doch gerade erst gelernt, dich an der Küchenanrichte hochzuziehen und Radieschen zu stibitzen.«

»Als ich das gelernt habe, warst du nicht da«, erwiderte Clara.

Sie sagte es nicht, um ihm wehzutun oder weil Sentimentales zwischen ihnen keinen Platz hatte, sondern weil es ihnen in diesen drei Jahren zum ungeschriebenen Gesetz geworden war, einander die Wahrheit nie schuldig zu bleiben.

Er schluckte tapfer und fing sich. »Trotzdem, ganz so hättest du dich nicht zu beeilen brauchen«, sagte er. »Deine Freundinnen gehen alle noch mindestens ein Jahr zur Schule.«

»Ich war eben schon immer von der schnellen Truppe«, entgegnete Clara lapidar. In Wahrheit war sie beim Lernen losgespracht wie einer der modernen Eilzüge, die ihren Vater in Begeisterung versetzten, weil sie es in der Schule nicht mehr ausgehalten hatte. Sie war immer gern hingegangen, hatte voll Neugier Wissen in sich aufgesogen, doch seit jenem Tag vor drei Jahren war es ihr vorgekommen, als vergeude sie Zeit, die sie nicht hatte. Die Schule war Spiel gewesen, Vorbereitung, Teil des seligen Wolkenkuckucksheims, in dem sie mit ihren Eltern gelebt hatte. Jetzt war alles anders, die Jahre des Spielens vorbei. Clara hatte eine Klasse übersprungen und mit gerade siebzehn Jahren die Reifeprüfung am Luisengymnasium abgelegt, weil es für sie an der Zeit war, Ernst zu machen.

»Ich denke, ich gehe dann wohl besser das Zeugnis holen«, sagte sie, wieder um den flachsenden Ton bemüht, der zwischen ihnen üblich war. »Nicht dass Rektor Krankemann denkt, ich will es nicht haben, und es jemand anderem gibt.«

»Kommt nicht infrage. Ehre, wem Ehre gebührt.« Ihr Vater ließ die Hand, die er an ihren Ellbogen gelegt hatte, sinken und trat kaum merklich zurück. Eine ähnliche Geste hatte sie beim Vater von Saskia aus ihrer Zeichenklasse beobachtet, als er seine Tochter zum Altar geführt hatte, weil eins der männlichen Aktmodelle sie geschwängert hatte. »Ich warte dann also bei Tanner auf dich. Ich allein. Wie du's wolltest.«

Er hatte eine Schar ihrer engsten Freunde in ihr Stammlokal

einladen wollen, um das bestandene Abitur zu feiern, aber Clara hatte ihn gebeten, darauf zu verzichten. Sie fühlte sich in dem bunten Haufen ihrer Freunde wohl und genoss für gewöhnlich ihre Feste, aber heute war ihr nicht danach zumute. Ihr Vater hatte sich widerspruchslos gefügt. Sie würden nur zu zweit, an einem Fenstertisch, eins der kühlen, blitzsauberen amerikanischen Menüs genießen, die der aus Boston stammende Tanner zubereitete, begleitet von amerikanischer Jazzmusik, die er auf Platten aus New York importierte: Duke Ellingtons *Creole Love Call* mit James Bubber Mileys Trompetensolo oder *Singin' the Blues* mit dem Kornett von Bix Beiderbecke, die beide auch kühl und blitzsauber waren, aber in den Spitzen nicht ohne Schmelz und gerade wehmütig genug, damit es wehtat.

Ein bisschen.

Manchmal auch mehr als das.

Wenn ihr Vater ihr erlaubte, zum Essen einen *Manhattan* mit mehr Whisky als süßem Vermouth zu trinken.

Beide – Miley wie Beiderbecke – waren keine dreißig geworden, gestorben an Entkräftung, an Alkoholsucht oder am Leben, das war so genau vermutlich nicht zu unterscheiden.

»Mach's gut, mein Mädchen.« Claras Vater presste die Lippen zu einer schmalen Linie. Clara war klar, was er dachte, denn sie dachte das Gleiche. »Sie wär verdammt stolz auf dich. Das weißt du, oder?«

»Ja, Paps. Das weiß ich.«

»Stolz wär sie sowieso. War sie immer. Wär sie auch dann, wenn du gemacht hättest, was du eigentlich wolltest. Weiter zeichnen. Kunst studieren. Einen Beruf draus machen.«

»Sicher«, sagte Clara.

»Aber das willst du nicht?«

»Nein«, sagte Clara. »Das will ich nicht.«

Sie hatte jahrelang nichts anderes gewollt. Aus den rasch ent-

worfenen Bildergeschichten von *Super-Clara* mit den Flügeln an den Füßen, die Vater und Tochter an verregneten Sonntagen auf die Rückseiten von Bahnfahrplänen gekritzelt hatten, waren mehrbändige Epen geworden, dicke Kladden, Skizzenbücher voller gezeichneter Geschichten.

Dass sie dabei immer besser wurde, bemerkte sie selbst. Was sie zeichnete, lebte, besaß Witz und Ausdruck und hatte mit den krakeligen Blumenbildern, die ihre Altersgenossen zum kürzlich eingeführten Muttertag anfertigten, nichts gemein.

»Du hast Talent«, sagte ihr Vater, der bei der Reichsbahn in seinem Element war, aber selbst welches hatte.

»Mich dürft ihr bekanntlich nicht fragen, aber was unser Karikaturist für die Sonntagsausgabe macht, sieht bestimmt nicht besser aus als die Bilder von Clara«, sagte ihre Mutter, die nichts von Kunst verstand.

Vater und Mutter berieten sich und fuhren mit Clara auf ein Familienwochenende in ein Hotel nach Leipzig, um mit ihr die Staatliche Akademie für Graphik und Buchkunst zu besuchen. Der Karikaturist, der wie Claras Mutter für den *Vorwärts* tätig war, hatte das empfohlen, nachdem er sich ein paar von Claras Zeichnungen angesehen hatte. Er selbst hatte dort studiert. Clara liebte es, mit ihren Eltern in Hotels zu übernachten, und sie liebte die Staatliche Akademie. Den Lichthof, in dem etliche Frauen mit Skizzenblöcken saßen und zeichneten. Die Wandelgänge, in denen Frauen paarweise auf und ab schlenderten und ihre Arbeiten verglichen. Das Institut war 1905 die erste Kunstschule gewesen, die Frauen aufnahm, und kurz vor dem Krieg hatten dort bereits mehr Frauen als Männer studiert.

Clara wollte eine von ihnen sein. Sie wollte Geschichten zeichnen, in Bildern von der Welt berichten. Ihre Eltern gingen mit ihr in Museen, ließen sie jahrhundertealte byzantinische Manuskripte und japanische Tuschezeichnungen betrachten,

um ihr zu zeigen, dass die Idee der Bildergeschichte uralte war, dass sich seit Urzeiten Menschen mit Bildern behelfen, weil ihre Empfänger nicht lesen konnten oder ihre Sprachen nicht verstanden.

»Sprache ist auch ein Mittel zur Festigung von Macht«, sagte ihre Mutter, deren Werkzeug die Sprache war. »Bilder sind klassenlos und international. Es ist kein Wunder, dass der Film wie ein Komet zum Medium der Demokratie avanciert ist.«

Das war gewesen, bevor Ton und Sprache in den Film einzogen. Clara begann davon zu träumen, eines Tages einen Film zu zeichnen.

Es gab heilige Bücher in Bildern ebenso wie politische Kampfschriften, uralte Beschwörungsformeln und moderne Satiren, gegen die die Nazis, so sagte ihre Mutter, wutchnaubend vor Gericht zogen.

Und es gab *Krazy Kat*. Den Comicstrip um eine vertrottelte Katze und ihre unerwiderte Liebe zu einem Mäuserich, den der Zeichner George Herriman erfunden hatte, ließ sich Claras Vater von einem amerikanischen Freund für sie schicken. Clara war hingerissen, sie versank wochenlang in den Katzengeschichten, und als sie wieder auftauchte, hatten sich ihre Zeichnungen verändert.

Das wollte sie auch: Tiere zeichnen, die sich so töricht und zickig, eitel und heuchlerisch wie Menschen verhielten, gegen die jedoch niemand vor Gericht ziehen konnte, weil es schließlich nur Tiere waren, erfundene Figuren zur Erheiterung von Kindern.

Nichts *ganz* Wirkliches. Nichts, das man an sich heranlassen musste, wenn man nicht wollte.

Ihr Vater erzählte ihr, dass er Feldpostkarten voller Strichmännchen gezeichnet hatte, um ihrer Mutter vom Krieg zu berichten, weil er es in Worten nicht vermochte.

»Mit den Strichmännchen ging es. Was Strichmännchen erleben, kann man aushalten. Man kann so tun, als hätte es nichts mit einem selbst zu tun.«

Clara zeichnete Sidonie, eine Spinne, die ein Riesennetz unter Berlins Straßen spannt und darin Fliegen fing, die niemals wieder auftauchten. Erich Ohser, Mutters Karikaturistenkollege vom *Vorwärts*, sah sich die Zeichnungen an und sagte zu Clara: »Dein Name passt zu dir. Clara, die Klarsichtige. Du siehst hin und benutzt zum Zeichnen dein Hirn. Wer das draufhat, kann in ein paar Strichen die Welt beschreiben.«

Er schenkte ihr ein Buch mit Gedichten von Erich Kästner, die er illustriert hatte, und ein Original seiner Zeichnungen: Adolf Hitler, der sich hinter einem Bild von sich selbst versteckte, weil es ihn vor seinem Anblick graute. Clara war begeistert. In *Krazy Kat* hatte die Katze sich einen Baum gezeichnet, um sich dahinter zu verstecken. In der Wirklichkeit war das unmöglich. Aber mit Bildergeschichten machte man eine Wirklichkeit sichtbar, die sich hinter der Wirklichkeit verbarg.

Sie hatte Blut geleckt und war voller Neugier gewesen, hatte lernen und immer besser werden wollen. Ihre Mutter hatte sie zu Zeichenkursen an der Kunstschule am Askanischen Platz angemeldet, die vom Verein der Berliner Künstlerinnen betrieben wurde.

Ihr Vater winkte ihr damals nach, als sie mit ihrer Zeichenmappe unter dem Arm hineinging. »Vergiss nie, dass Clara Schneider-Arndt alles kann, was sie will.«

Dann aber hatte es die Mutter von einem Tag auf den anderen nicht mehr gegeben, und Clara hatte begriffen, dass sie doch nicht alles konnte, was sie wollte. Sosehr ihr Vater es sich für sie wünschen mochte.

Jetzt stand er vor ihr und konnte sich noch immer nicht entschließen, sie gehen zu lassen. Wäre sie ihre Zeichenmitschülerin

Saskia vor dem Altar gewesen, wäre das männliche Aktmodell sicher längst geflüchtet. So aber zogen nur ein paar Schülerinnen in kniekurzen Röcken an ihnen vorüber und stolperten mit verdrehten Köpfen weiter.

Claras Vater war ein Frauenschwarm. Groß, blond, klassische Züge, Schultern, um das Leben darauf zu balancieren. Das ganze Programm. »Als wir Anfang zwanzig waren, war ich rund um die Kasernen von Lübben die einzige Frau, die sich nicht nach ihm verschmachtet hat«, hatte ihre Mutter erzählt. »Vermutlich hat er mich deshalb angebettelt, ihn zu heiraten.«

Mit Mitte vierzig hatte sich daran nichts geändert. Die Frauen des swingenden, kämpfenden, Cocktails trinkenden, auf Barrikaden kletternden Berlin verschmachteteten sich nach ihm und würden es vermutlich auch noch tun, wenn er Ende sechzig war. Wohl das Anziehendste an seinem Charisma war, dass er nicht zu bemerken schien, dass er es besaß. Aber das war lediglich eine Spekulation von Clara. Was sie von dem verstand, was sich zwischen Mann und Frau abspielte, hätte für eine Bildergeschichte nicht ausgereicht.

Ihr Vater achtete nicht auf die schmachtenden Blicke der Mädchen, die an ihren Rocksäumen zupften. Er hatte nur Augen für Clara, und in diesen Augen stand, dass er sich mit der Wirklichkeit, wie sie nun einmal war, noch immer nicht abfinden konnte: Er hatte die Liebe seines Lebens verloren. Und er wollte um keinen Preis hinnehmen, dass seine Tochter darüber ihre Zukunft verlor.

Die Zukunft, die sie wie drei Verschwörer zusammen erdacht und der sie entgegengefiebert hatten wie Pferde im Startblock. Claras Comicstrips auf Siegeszug von Berlin bis nach Tokio und New York. Sie hatten es vor sich gesehen. »Die Welt ist Clara Schneider-Arndts Auster.«

»Erich Ohser hat mich angerufen.« Ihr Vater trat von einem

Bein aufs andere. »Er hat gesagt, wenn du mit ihm noch einmal über alles sprechen möchtest ...«

»Möchte ich nicht«, sagte Clara, drückte seine Hand und ließ sie gleich wieder los. »Ich studiere Jura, Paps. Ich habe mich nun einmal dazu entschlossen, ich bin immatrikuliert, und dabei bleibt es auch.«

»Die deutsche Justiz«, hatte ihre Mutter gesagt, »ist auf dem rechten Auge blind. Wenn sie daran nichts ändert, wird man ihr eines Tages das linke ausstechen.«

»Und jetzt gehe ich«, sagte Clara.

»Warte noch einen Augenblick.« Ihr Vater streckte die Hand aus, ließ sie dann jedoch sinken, ohne sie zu berühren. »Nein, keine Sorge, ich versuche nicht noch einmal, dich von deinen Plänen abzubringen. Du bist Clara Schneider-Arndt, du tust, was du dir in den Kopf gesetzt hast, und von einem alten Mann lässt du dir nicht dreinreden.«

»Du bist kein alter Mann.«

Natürlich war er das nicht. Aber ein wenig erschrak sie darüber, dass man den alten Mann, der er einmal werden würde, in seinem klar geschnittenen Gesicht auf einmal erahnen konnte.

»Der alte Mann hat eine Überraschung für dich«, sagte er. »Bevor du dich in dein Jurastudium stürzt und darin zweifellos glänzen wirst wie in allem, was du anfängst, machst du noch einmal Ferien. Genau gesagt: wir beide zusammen. Und Tante Belle kommt auch mit, samt Malwine und Georgchen. Wir fahren nächste Woche, unser Zugabteil habe ich bereits reserviert.«

Claras Herz vollführte einen winzigen Satz. Jahr für Jahr, Sommer für Sommer, hatten sie zusammen Ferien gemacht, immer in derselben Stadt am Meer, in derselben Suite mit Blick auf den Hafen, und diese endlosen Sommer, deren Sand sie in ihren Schuhen mit nach Hause trugen, kamen ihr wie die Seele, wie der

Kern ihrer Kindheit vor. Sie hatte ihre Freundin dort. Die zweite Seite ihrer Medaille. Wer eine Bildergeschichte über Clara zeichnen wollte, musste eine Manon zeichnen, die sich dahinter versteckte. Und umgekehrt. Vielleicht hatte sie auch deshalb die langen Sommer in der Ferne so genossen, weil sie dort vollständig gewesen war.

*Claraundmanon.*

*Manonundclara.*

Zwei in einem Atemzug.

Ein einziges Mal, vor drei Jahren, waren sie schon im Frühling hingefahren, weil sie nach der Stadt am Meer, nach ihren Alleen mit den Akazien und ihrem Markt voll exotischer Düfte solche Sehnsucht hatten. Diese drei Wochen bildeten Claras letzte Erinnerung an das sorglose Glück ihrer Familie. An eine Zuversicht, die auf dem festen Glauben beruhte, dass das Leben ihnen wohlgesonnen war.

Zehn Tage später war die Mutter gestorben, und seither waren sie nicht mehr dort gewesen. Ohne die Mutter hielte er es in der Stadt nicht mehr aus, hatte der Vater gesagt, und Clara hatte ihn verstanden, auch wenn sie getrennt von Manon ein Ruf ohne Wiederhall war, eine *Krazy Kat* ohne *Ignatz Mouse*. Sie hatte aufgehört, Manon zu schreiben, weil Briefe zwischen zweien, die sich nicht wiedersahen, etwas Pathetisches und vor allem Sinnloses hatten. Sie hatte Manons Foto von der Frisierkommode in ihrem Zimmer entfernt, weil sie nicht wollte, dass jemand hereinkam und fragte: »Wer ist das?«

*Meine Himmelsleiterschwester.*

Manchmal träumte sie von Manon. In den Träumen saß sie vor der Frisierkommode, die sie nie zum Frisieren benutzte, und im Spiegel tauchte Manon an ihrer Seite auf.

»Wohin fahren wir denn?«, fragte sie ganz leise und fürchtete einen Augenblick lang, ihr Vater könne sie in irgendeinem die-

ser neuerdings modernen Ferienorte an der Riviera oder der Côte d'Azur eingebucht haben, der mit ihnen beiden nichts zu tun hatte.

»Wohin schon?«, fragte er zurück, und ihre Blicke trafen sich noch einmal, ehe er sich endlich zum Gehen wandte. »Dorthin, wo wir immer waren. Nach Odessa. In Odas Grandhotel.«